№ 190. Breslauer 1848

Beobachter.

Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.

Sonntag, den 26. Novbr. | Vierzehnter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, Dienstags, Donnerstags, Sonnabends und Sonntags, zu dem Preise von Vier Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nrn. Einen Sgr. Vier Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, so wie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis Abends 4 Uhr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Redacteur: Heinrich Richter. Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Nicht Alles hat sich verschlimmert.

Nächst der Geschichte der Religionsverfolgungen und Bekehrungen giebt es schwerlich eine abscheulichere Lectüre, als die Geschichte der ehemaligen französischen Justiz. Wer ohnerachtet aller der Menschheit anklebenden Unvollkommenheiten den hohen Werth unserer Gerichtsverfassung und besonders der Kriminalordnung erkennen will, der vergleiche ihre Vortrefflichkeit mit dem Unsinn, womit man ehedem vorzugsweise in Frankreich die Menschen gerichtlich — räderte. Auch Deutschland und unser Vaterland ist nicht arm an solchen Beispielen; in Breslau geschahen die Hinrichtungen gewöhnlich wenige Tage nach der That, und die Geschichte eines hiesigen Bürgers, der für einen Todschlag an allen vier Ecken des Marktes mit Zangen gerissen, auf der Kuhhaut zur Gerichtsstätte geschleift und dann gerädert wurde, nachdem man ihm mit fünf Schlägen die Hand abgehauen hatte, ist von den Chronisten unbefangen genug mit dem Beisatze aufbewahrt worden: „wäre ihm solcher Tod nicht widerfahren, wenn er die Herren beim ersten Verhör nicht gar so grob angeschnauzt hätte." Aber bei uns geschah dies im sechszehnten Jahrhundert, in Frankreich im achtzehnten; nachdem Jean Calas anerkannt unschuldig gerädert worden, nachdem Voltaire ihn gerechtfertigt und das Parlament seine Ehre wiederhergestellt hatte, wurde Sirven eben so unsinnig zum Strange, seine Frau zum Feuer verurtheilt, weil ihre Tochter ersoffen war, wurde la Barre noch als Knabe zerfleischt, weil er vielleicht eine Unbesonnenheit begangen hatte. Die repartions d'honneur (Wiederherstellungen der Ehre) und justifications, welche nachher erfolgten, weckten die Todten nicht auf, und stellten das zerstörte Glück der Familien nicht wieder her, sondern beschämten höchstens die Parlamenter.

Unsterblicher, als alle diejenigen, die sein Andenken sterbend verfluchen, ohne ihn gelesen zu haben, wird daher der Mann bleiben, der zuerst die Rechte der Menschheit mit der höchsten Fülle des menschlichen Geistes vertheidigte. Seine Stimme haben die Gesetzgeber gehört, und ihr unsterbliches Werk würde seinen Forderungen wie seinen Wünschen genügen. Ist nicht folgende Stelle würdig ihr Motto zu sein: „Damit sieben Personen sich gesetzlich das Vergnügen machen, einen achten öffentlich auf auf einer Schaubühne mit Eisenstangen tödten zu lassen, damit sie das geheime, in ihrem Herzen schlecht entschiedene Vergnügen genießen, zu sehen, wie dieser Mensch den Tod leidet, und nachher bei Tische mit ihren Weibern und Kindern davon zu sprechen, damit die Henker, welche ihre Arbeit fröhlich verrichten, das Geld, welches sie dabei gewinnen, vorher berechnen, damit die Menge zu diesem Schauspiel wie zu einem Jahrmarkt läuft: muß der Verbrecher die Strafe nach der Uebereinstimmung aller gebildeten Nationen verdienen, muß sie nothwendig zum Besten der Gesellschaft sein, denn es geht hier die ganze Menschheit an. Ueberhaupt muß die That erwiesen sein, nicht wie ein geometrischer Satz, sondern so, wie eine That erwiesen sein kann. Wenn gegen hunderttausend Wahrscheinlichkeiten, daß der Angeklagte schuldig ist, eine einzige für seine Unschuld da ist, so muß diese einzige alle andern aufwiegen."

Aber die milden Gesetze gegen den Diebstahl? — In Lyon stand sonst auf einen Diebstahl über zehn Thaler der Tod, und alle Dienstboten beraubten ungescheut ihre Herrschaften, weil sie wußten, daß kein Mensch den Muth haben würde, sie um zehn Thaler dem Tode zu überliefern.

Aber warum sollen künftig auf Verbrecher und Verbrecherinnen keine Gedichte mehr gemacht, keine Lebensbeschreibungen und Predigten mehr gedruckt, keine Kupferstiche mehr gestochen werden? warum sollen sie nicht mehr in romantischer Schäferkleidung oder als Elegants zum Schaffot wie zum Theater gehen? — Weil der Verbrecher ein Verbrecher und kein Dulder ist, weil die menschliche Eitelkeit im Stande ist, Verbrechen zu begehen, um bemitleidet, bewundert, besungen, abgemalt zu werden, und sogar, um schöne Kleider anzuziehen. Beispiele davon sind so häufig, daß es unnütz ist, sie zu wiederholen. Ueber die Begleitung eines Geistlichen sprechen am deutlichsten die Kriminalfälle, die besonders in den Jahren 1770 bis 80 in Berlin vorkamen, wo einige Menschen die des Lebens überdrüßig waren, nicht sich selbst sondern Kinder ermordeten, weil sie im erstern Falle verdammt würden, im zweiten aber unter Begleitung eines Geistlichen einen seligen Tod stürben.

Ueber die Art, mit welcher künftig Executionen vollzogen werden sollen, führen wir zur Vergleichung folgende Anecdote an.

Ein junger Franzose, Namens Tonard, der 1580 Sekretair bei Bailli, Präsidenten der königlichen Rechenkammer zu Paris war, verliebte sich in dessen Tochter und schwängerte sie. Der aufgebrachte Vater klagte ihn nicht allein als einen Verführer an, sondern gab Nothzucht vor, worauf der Sekretair zum Galgen verurtheilt wurde. Indessen waren viele Umstände, die zum Vortheil des Unglücklichen sprachen. Das Frauenzimmer befand sich in einem Alter, worin man nicht so leicht mehr verführt werden konnte; sie gestand auch selbst, daß sie ihn liebte und zu heirathen wünsche. Ob sie gleich die Tochter eines reichen Mannes war, so hatte sie doch kein großes Vermögen zu erwarten, weil mehrere Geschwister da waren. Ueberdem erboten sich die Verwandten des jungen Menschen, ihm eine ansehnliche Bedienung zu kaufen. Der Präsident gab endlich diesem Anerbieten nach, starb aber, ehe noch die nöthigen Verfügungen, den Prozeß aufzuheben, gemacht waren. Die Familie, welche unerbittlich war, setzte ihn mit großem Eifer fort, und da sie großen Anhang im Parlamente hatte, wurde das strenge Urtheil wirklich gesprochen. Das Volk zu Paris schrie laut über die Ungerechtigkeit desselben; da aber dies Geschrei wenig geachtet, und Tonard dennoch zum Galgen geführt wurde, rotteten sich einige Freunde des Unglücklichen zusammen, bewaffneten sich mit Degen und Pistolen, und fielen über die Häscher und Polizeidiener her, wobei sie vom Pöbel so unterstützt wurden, daß sie den Delinquenten glücklich befreiten. Man war in der ersten Bestürzung unfähig, einen dieser Verwegenen in Verhaft zu nehmen; das Parlament ließ indeß Nachsuchungen thun, um die Ehre seines Tribunals zu rechtfertigen. Da man aber nicht wußte, auf wen man fallen sollte, so ergriff man endlich einen Spitzbuben, der zu einer Bande Straßenräuber gehörte, und hing ihn an die Stelle des Tonard. Dieser so sonderbar gerettete Jüngling wurde nachher Sekretair des Herzogs von Lesdiguieres, und erhielt von Heinrich IV. seine völlige Begnadigung.

Eine Volkspredigt.

(Aus Börne's hinterlassenen Schriften.)

(Beschluß.)

„Jetzt werdet Ihr deutlich einsehen, daß Ihr Ochsen seid, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt, habt Ihr es nicht ehemals noch viel schlimmer gehabt? Sonst wurdet Ihr be-

raubt und gemißhandelt; jetzt werden Eure Kisten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre setzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todtgehauen, welches grob war, sondern todtgeschossen, welches viel höflicher ist und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eures gnädigen Landesherrn todtgeschossen werdet, so ist das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: Warum nimmt unser gnädigster Landesherr, der so doch reich ist, uns armen Teufeln ihre Paar Pfennige weg? warum müssen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzern bezahlen, das uns vor acht Tagen nur achtzehn gekostet? so zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochsenköpfe seid. Behält denn unser gnädigster Landesvater Euer Geld für sich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Eurem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müssiggänger an seinem Hofe leben, und für die Ihr, da sie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig sorgen müßt. Und nicht blos für diese Räuberbrut braucht unser gnädigster Landesfürst Euer Geld, sondern auch seine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt seid mir keine Esel und fragt: wozu braucht er so viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag selbst gesehen, wozu er sie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth gestürmt. Nun sagt Ihr aber vielleicht: Aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; sind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unser Geld nicht; braucht man unser Geld nicht, ist die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da sagt, ist etwas Verstand, und ich sehe, Ihr seid gar nicht so dumm, wie Ihr aussehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unser gnädigster Landesvater braucht nicht blos seine Soldaten gegen Euch, seine Kinder, sondern er braucht sie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: Wer ist sein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: Es denkt Keiner daran. Aber unser gnädigster Landesherr hat eine große Familie, für die er auch sorgen muß. Alle Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürsten sind seine nahen Verwandten, denen er in der Noth beisteht; das ist Christenpflicht. Macht Ihr es nicht auch so? Der Kaiser von Rußland ist sein Bruder, der Kaiser von Oesterreich ist auch sein Bruder, der König von Preußen ist sein Schwager. Nun sehet: der Kaiser Nikolaus will Polen haben, der Kaiser Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß selbst nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun ist aber das mächtige Frankreich drüben; dort ist der König nicht Herr über Alles, er ist nicht mehr als jeder Andere, er ist nur der erste Bauer im Lande. Das Volk ist dort Alles, und für das Volk geschieht Alles. Nun sagen die Franzosen: Alle Völker sind mit uns verwandt, wir sind Alle von einer Familie. Die Polen sind unsere Brüder, die Italiener unsre Vettern, die Deutschen sind unsere guten Nachbarn, und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, sondern ihnen helfen. Darum leiht unser gnädigster Landesfürst den Kaisern und Königen seine Soldaten, damit sie mit den Franzosen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzosen schickt, das sind Eure eigenen Söhne und Brüder, und damit sie gern marschiren — denn wer könnte sie zwingen, wenn sie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzosen wären Feinde der Deutschen und wollten unser Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzosen sind Eure besten Freunde, und wenn sie kommen, kommen sie blos, den Polen und Euch beizustehen, und Ihr müßt sie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber schließt Eure Mädchen ein, bis sie wieder fort sind."

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth ist; nun geht und bessert Euch. Sie wollt Ihr es denn vor Gott und Eurem Gewissen verantworten, wenn Ihr widerspenstig seid gegen Euren gnädigsten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu schicken, die ja alle Eure Brüder und Söhne sind, und die, wenn sie Euch erschießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlet die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wiederkommen und die Mauth zerstören, so seid Ihr keine Ochsen, und bleibt weit von den Soldaten stehen, was ihnen Herz macht, auf Euch zu schießen, sondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit sie Euch erkennen. Bringt Eure Töchter mit. Die Lise dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchst nicht roth zu werden, Lise, wir waren Alle einmal jung — und wenn sie nun zu ihnen tritt und sagt: „„Aber Peter, aber Hans, seid Ihr denn stockblind? Seht Ihr denn nicht, daß ich es bin? Haben wir nicht auf der vorigen Kirchweih mit einander getanzt? Peter, da ist ja mein Vater, der Dir manchen Apfel von seinen Baume geholt? Hans, da ist ja mein Bruder, dem Du erst neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen? Lieber Peter, kennst Du Deine Liese nicht mehr? Willst Du um ein Stück Kommisbrot ein Mörder werden? Bist Du nicht selbst ein Bauerkind? Was gehen Dich die Fürsten, was geht Dich die Mauth an? Komm zu uns lieber Hans! Du sagst nichts? Nun, da steh ich, schieß mich armes Mädchen todt, wenn Du das Herz hast."" Aber ich sage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben, zu schießen, sondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen, und sie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme stürzen und heiße Thränen vergießen, daß sie so gottlos verblendet gewesen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hause und bessert Euch. Wer mich nicht verstanden, ist ein Esel. Amen!"

Das Preußische Heerwesen sonst und jetzt.

(Eine historische Skizze.)

(Beschluß.)

Zwar vermehrte Friedrich II. das Heer bis auf 200,000 Mann: es blieb aber nach wie vor dieselbe unmenschliche Disciplin, gehandhabt durch schmähliche körperliche Züchtigungen, zumal das Heer zum großen Theil aus Ausländern bestand, welche durch List, Gewalt und Vorspielungen aller Art angeworben und gepreßt waren, und weder durch das Band der Vaterlandsliebe, noch der Ehrliebe, sondern lediglich durch eine eiserne Zucht zusammengehalten werden konnten.

Es blieb ferner, nach wie vor, dieselbe lange Dienstzeit, dieselbe nur auf mechanische Abrichtung berechnete Dressur, dasselbe Prinzip in Bezug auf das Offizier-Corps: nur Adlige mit Ausnahme der Artillerie, wo Kenntnisse unentbehrlich waren, und der leichten Reiterei konnten Offiziere werden.

Denn Friedrich sah das Heer als eine Art von Versorgungsanstalt für seinen zahlreichen armen Adel an. Er hielt unterrichtete Offiziere gar nicht einmal für nöthig: sie galten in seinen Augen für „Raisonneure," und nichts war so verpönt, als das Raisonniren.

Sogar unter den höheren Stabs-Offizieren gab es sehr unwissende Männer. So antwortete bekanntlich ein General, der eine Charte kaufen wollte, auf die Frage: was er für eine Charte wünsche, eine Special- oder General-Charte? ganz verdrießlich: „Dumme Frage, sieht Er denn nicht, daß ich General bin?" — Friedrich aber, dem dies hinterbracht ward, meinte: „Solche Käuze kann ich auch brauchen!"

Das preußische Heer bildete eine bevorzugte, dem Bürger feindlich gegenüberstehende Kaste im Staate, unter deren Stolz und Druck der Bürger schmachtete und seufzte.

Ward der Bürger von einem Offizier beleidigt, so ward dieser kaum bestraft, wogegen im umgekehrten Falle den Bürger harte Strafen trafen.

Friedrich, in manchen Vorurtheilen gar sehr befangen, wähnte, daß das Ehrgefühl, nach seiner Ansicht die Seele des Offizierstandes, lediglich von dem Edelmanne gleichsam in Pacht genommen sei, und daß kein anderer Mensch es besitzen könne.

Alle Heere der damaligen Zeit waren Maschinen, das preußische Heer war unter ihnen das vollkommenste. Das preußische Heer war ein Muster für andere, und ward für unüberwindlich gehalten.

Zwar zeigten die Feldzüge wider die durch die Revolution neu geschaffenen, auf dem volksthümlichen Prinzipe basirten, von der Freiheits-Idee beseelten und getragenen französischen Heere in den Jahren 1792—1795, daß es dies keinesweges war, und daß sich diese Maschine überlebt hatte.

Das wollte man aber nicht sehen, sondern schob die Schuld von den mißlungenen Feldzügen wider Frankreich selbstgefällig auf die Bundesgenossen.

Von den Großthaten des siebenjährigen Krieges zehrend, blähte sich das preußische Heer bis zu dem dünkelhaften Wahne auf: „Daß Preußen allein stehen müsse, um des Sieges über Frankreich gewiß zu sein!"

Das Jahr 1806 kam, und Preußen stand allein. Die längst innerlich vermoderte Heermaschine ward in wenig Stunden bei Jena und Auerstädt gänzlich zertrümmert.

Abgesehen von den begangenen militairischen Fehlern und von der schlechten Heerführung ist der Grund davon hauptsächlich darin zu suchen: daß sich der preußische Staat überhaupt und die preußische Heerverfassung insbesondere überlebt hatten, weil sie gänzlich hinter der Zeit zurückgeblieben waren.

Als daher nach dem Tilsiter Frieden (1807) Stein an die Spitze der preußischen Staatsverwaltung gestellt ward, war die Aufgabe, die sich dieser ausgezeichnete Mann, und nach ihm in seine Fußtapfen tretend Hardenberg, stellte und mit Kraft verfolgte: die preußische Staatsverwaltung in Einklang mit den Zeiterfordernissen zu bringen, und die meisten unserer

volksthümlichen Einrichtungen und Gesetze stammen noch aus jener Zeit her.

Mit und neben Stein verfolgte gleichzeitig Scharnhorst dasselbe Ziel in Bezug auf das Heer: ein neues Heer, auf dem Prinzipe der Volksthümlichkeit beruhend, wurde durch ihn geschaffen.

Der Intelligenz, dem Geiste wurde der Vorzug vor der todten, blos mechanischen Abrichtung und Dressur gegeben, das Werbesystem gänzlich aufgegeben, und da das Heer nur aus Landeskindern bestand, so machte dies die Einführung einer menschlicheren Disciplin, die Abschaffung der schimpflichen körperlichen Züchtigungen möglich.

Die Dienstzeit ward verkürzt, eine bessere Bekleidung, Besoldung und Verpflegung eingeführt, und Jedem, abgesehen von Geburt und Stand, der Weg selbst bis zu den höchsten militairischen Graden geöffnet. — Das von der Revolution aufgestellte und adoptirte Prinzip: „Jeder wehrhafte und waffenfähige Bürger des Staats ist waffenpflichtig," ward bei dieser neuen Organisation des preußischen Heeres zum Grunde gelegt, und kam bei Einführung des Landwehrsystems (1813) zur Anwendung.

Was nun dies neue, volksthümliche, Geist belebte Heer in den denkwürdigen Feldzügen von 1813 — 1815 leistete, wissen wir Alle.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß wie seit 1815 in unserm Staatswesen überhaupt ein Stillstand und damit ein Rückschritt eintrat, so auch in Bezug auf unser Heerwesen insbesondere eine solche rückgängige Richtung unverkennbar ist.

Dies zeigt sich aber nicht sowohl in der äußern Form und in den äußerlichen Einrichtungen des Heeres, die vielmehr in vielfacher Beziehung vervollkommt sind, als vielmehr in dem Geiste, den man allmählig dem Soldaten künstlich einzuflößen gesucht hat.

Dies ist der Geist des soldatischen Stolzes, den man in dem Soldaten künstlich zu erzeugen und auszubilden gesucht hat, und vermöge dessen sich der Soldat dem Bürger gegenüber als ein höheres Wesen betrachtet.

Es ist derselbe Geist des militärischen Stolzes, wie ihn zuletzt die alten Garden Napoleons besaßen, die jeden Nichtsoldaten verächtlich „Pequin" (Spießbürger) nannten, indeß erschien dieser Geist bei ihnen einigermaßen durch ihre heroischen Leistungen, deren sie sich mit Recht rühmen konnten, als gerechtfertigt.

Aber durch welche heroischen Leistungen können unsere jungen Soldaten den soldatischen Stolz rechtfertigen, mit dem sie auf den friedlichen Bürger, der sie ernährt, herabsehen?

Es stehet dieser verkehrte soldatische Stolz als eine trennende Scheidewand zwischen Soldat und Bürger, indeß bildet er doch nicht eine so unübersteigliche Kluft, als diejenige war, die bei der früheren Organisation des Heeres zwischen Soldat und Bürger bestand.

Das Heer besteht ja gegenwärtig nicht mehr wie ehedem aus fremden Söldlingen, die durch kein Band mit dem Lande verbunden sind, sondern aus Landeskindern, Söhnen desselben Vaterlandes, die durch dasselbe Band mit dem gemeinsamen Vaterlande verbunden sind, wie der Bürger.

Jener oben erwähnte künstlich erzeugte und gepflegte einseitige und daher verkehrte Geist soldatischen Stolzes kann vor der vorschreitenden Bildung auf die Dauer nicht bestehen, und die darin bestehende künstliche Scheidewand zwischen Soldat und Bürger muß und wird fallen, weil alles Künstliche als der Natur widerstrebend auf die Dauer nicht bestehen kann. — Hoffen wir Alles von der Vereidigung des Heeres auf die constitutionelle Verfassung!

Dr. v. Keyserlingk.

Der Fleischermeister und sein Töchterlein.

(Fortsetzung.)

Rache sei unsere Loosung! Eine höhere Macht hat uns zu ihren Werkzeugen erkoren, in dieser allgemeinen Angstzeit, wo die Fackel des Krieges die Welt entzündet hat, wo die Menschheit im Schlafe versunken, — dem Böjewicht alle Wege gebahnt, dem redlichen Manne abgeschnitten werden, als Racheengel Gottes zu erscheinen, in der Hand haltend das blutige Schwerdt der ewigen Vergeltung!"

„Bravo, Lauermann!" — antwortete Fettke. „Die Rolle einer gewöhnlichen Räuberbande ist zu niedrig für uns hochstrebende Geister. Rache, hast Du gesagt, Hauptmann, Rache sei unsere Loosung! Und die soll uns werden überschwenglich, das schwöre ich beim Dasein einer höhern Macht über den Sternen! Und dieses Spremberg, dieses Dobrilugk, wo die höchste Erdenwonne mir zum gräßlichsten Fluche geworden, wo der Himmel mir, Dir, Bruder Lauermann, uns allen gelogen, und die Hölle hohnlachend getäuscht hat."

„Weh! mein Annchen!" seufzte Lauermann tief auf.

„Fort mit der Erinnerung quälenden Schattenbild!" entgegnete Fettke. „Rache, Rache hast Du gesagt, Lauermann. Das Wort begeistre Dich und uns Alle zu Heldenthaten! — Schaut, Brüder! wie der Mond so freundlich über den Bergen lugt! Ehe die Sonne ihn hochstrahlend von dem Himmelsposten ablöst, sei in Dobrilugk schon eine That gethan, die uns furchtbar in der ganzen Gegend machen soll. Ich komme, meine Erbschaft mir zu holen von dem Pfaffen!"

„Auf nach Dobrilugk!" schrie aufgeregt wie aus einem Munde die Bande.

In seinem Zelte bei der Teschnitz-Mühle saß Daun, Depeschen in der Hand. Ihn umstanden erwartungsvoll die Generale und höhere Offiziere.

„Der Preuße rührt sich;" — nahm Daun das Wort — „er macht einige bedenkliche Bewegungen und rückt gerade auf uns zu. Es kommt in diesen Tagen zweifelsohne zu einem Treffen, meine Herren! Friedrich denkt den alten Daun zu überlisten. Da hat er sich geirrt. Ich erwarte ihn schon lange. Aber, Vorsicht, meine Herren! Dem ganzen Lande der Lausitz ist nicht zu trauen; hier schlagen alle Herzen preußisch, besonders in dem Spremberg. Darum keine Schonung mehr von nun an! noch sind wir hier Herren und Meister des Landes. Ertheilen Sie die Parole: „Plünderung und Verwüstung!" Sie besonders, Herr Obristwachtmeister von der Hardt, werden das übermüthige Spremberg züchtigen nach Kriegsgebrauch und Sitte."

„Ich werde als Krieger auch Mensch und Christ sein!" entgegnete entschlossen der Angeredete. „Sprembergs Bürgerschaft hat sich mir so gezeigt, daß ich nur wahre Achtung vor diesen Biedermännern haben kann."

„Und die Töchter Sprembergs?" entgegnete stichelnd Daun — „Nicht wahr, sie rühren sogar pommersche Herzen?"

„Auch österreichische, wie ich merke," — entgegnete von der Hardt, „bleiben nicht ganz kalt bei ihrem Anblick."

„Pah, — was?" erwiederte betreten Daun. „Doch wozu hier im ernsten Kriegsrath erwähnen der Schürzenhusaren, welche weder Pardon geben, noch Pardon nehmen? Die Herren sind entlassen."

„Der Pommer hat Recht," begann Daun für sich, als er allein war. „Ich liebe das hübsche Kind, liebe Annchen Sinapius, und sie flieht vor mir, verschmäht meine Liebe, weil der Generalfeldmarschall Daun alt und betagt ist, weiß, wie sein Schimmel. Warte nur, Annchen! Du blühst doch für mich, und dann kannst Du die Gemahlin des preußischen Offiziers werden. Ha! ha! ha! Für die Kaiserin erobere ich Länder, für mich Mädchen, mit und ohne Herzen. Ich bins sonst gewohnt, schnell zu siegen; aber in dieser Lausitz giebt's zu viel Sand und zu viel Moral und Religion. Hol's der Kukuck! unsre Pfaffen nennen die Leute Ketzer, aber sie haben eine Religion, ein Christenthum, das disputirt kein Teufel aus ihren Herzen."

In stiller Mitternacht hell erleuchtet von den Strahlen des Vollmonds, wogten die Straßen in Dobrilugk voll Menschen; Hohe und Niedrige nahmen Theil an der Begräbnißfeierlichkeit, und besonders umdrängt war die Pfarrwohnung. Hier lag die Leiche des Pastors Fettke in Parade aufgestellt. Fettke war 37 Jahre hindurch Seelensorger der Gemeinde gewesen; und, war er auch nicht frei gewesen von menschlichen Gebrechen, hatte er namentlich die Güter der Erde zu auffallend geliebt, so war er doch im Uebrigen ein wahres Muster der Gemeinde, ein treuer Freund aller Guten gewesen. Bei seinem Tode gedachte man erst aller Einzelnheiten, wodurch er sich ausgezeichnet und Verdienste erworben, und besonders der letzten übergroßen Wohlthat, sein gesammtes Vermögen der dortigen Kirche vermacht zu haben. Was Wunder also, daß aller Herzen bei seiner Beerdigung tief bewegt waren? Was Wunder, daß man auf den lüderlichen, enterbten Neffen des Seligen mit Geringschätzung, ja mit Verachtung herabblickte, zumal da er sich, statt diese Trauer über den Tod des leibhaftigen Oheims an den Tag zu legen, so sehr vergaß, öffentlich des Todten zu spotten, ja ihn sogar zu verfluchen? — Fettke war daher der Gegenstand des allgemeinen Unwillens, er, den man noch vor wenigen Tagen als der alleinige Erbe des steinreichen Oheims auf alle mögliche Weise äußerlich zu ehren sich bestrebt hatte.

So saß er, umgeben von Lauermann, in einer Fenstervertiefung des Hôtel de Berlin. Der vor ihm stehende Becher blieb unberührt.

„So trinke doch, Fettke!" begann Lauermann.

„Nicht einen Tropfen eher," erwiederte er — „bis ich den Becher der Rache geleert, geleert bis auf den letzten Tropfen. Seht Ihr nicht, wie hohnlachend diese Philisterseelen auf mich herab schauen? Ich bin ein Bettler, denken Sie. Hört Ihr nicht, wie Herr und Frau Gevatter mich durchhecheln, und wie ich der allgemeine Sündenbock in ganz Dobrilugk bin? Aber

wartet nur, wartet nur eine kleine Weile, — ihr sollt erfahren, wie Fettke sich rächt. Kommt, Brüder! noch einmal will ich ihn sehen, der mich zum Räuber und Mörder macht."

Sprach's und schritt der Pfarrwohnung zu, begleitet von Lauermann, Heintze und der ganzen Bande.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

— Seit einigen Tagen hielt eine Equipage mehrere Stunden lang vor dem Portale des Hotel des Generals Cavaignac; zwei ansehnliche Herren saßen in derselben; kaum öffnete sich die Thür, so fuhren beide empor und blickten eifrig hin. Dieses Benehmen wurde mehreren zum Haushalte des Generals gehörenden Personen auffallend, und man erkundigte sich nach ihrem Begehren; da erfuhr man denn, daß diese Herren im Wagen zwei Engländer wären, die eigens eine Reise von London unternahmen, um den General Cavaignac, den sie hochschätzten, einmal zu sehen. Als derselbe daher eines Tages sein Haus verließ, um zu Fuß einen Besuch abzustatten, blickten die beiden Engländer scharf auf ihn, riefen dann sogleich ihrem Kutscher zu: „Nach der Eisenbahn!" und reis'ten dann sogleich wieder nach England ab. — Nur die Britten sind eines solchen Betragens fähig.

Die Lebensversicherungs-Anstalten und Sterbekassen, welche von so wohlthätiger Wirkung sind, werden leider in England jetzt häufig in entsetzlicher Weise gemißbraucht. Man hat dort die traurige Bemerkung gemacht, daß seit einiger Zeit ungewöhnlich zahlreiche Beispiele von geheimer Vergiftung vorkommen und genauere Ermittelungen haben ergeben, daß diese Verbrechen fast alle begangen worden sind wegen des Geldes, welches Versicherungs-Anstalten nach dem Tode der Personen zu zahlen hatten, an denen das Verbrechen verübt wurde. Und die Vergiftungen sind gar nicht selten in so teuflisch schlauer und vorsichtiger Weise erfolgt, daß sie unbemerkt blieben und erst später durch Zufall an den Tag kamen. Jedenfalls gewähren diese Verbrechen einen grauenhaften Einblick in die „Nachseite" der menschlichen Natur. —

In England, wo bekanntlich nichts besser gedeiht als Seltsamkeiten, giebt es auch eine Gesellschaft von Leuten, die gar kein Fleisch essen (abgesehen von denen, welche keins essen, weil sie keins kaufen können) und sich dabei auch aller berauschenden Getränke enthalten. In Manchester hielt die Gesellschaft kürzlich ihr Stiftungsfest mit einem glänzenden Festmahle, dem 232 Personen beiwohnten, darunter mehrere, die seit 20 bis 40 Jahren kein Fleisch gegessen hatten. Den Küchenzettel wollen wir nicht mittheilen; er war ziemlich lang und bestand aus allerlei Gemüsen in der verschiedenartigsten Zubereitung. Als Getränk sah man auf der Tafel nur Wasser und die Leute waren sehr vergnügt.

Im sechszehnten Jahrhundert lebte zu Bologna Bettina, (eine Tochter des berühmten Rechtsgelehrten Johann Andreä) verehlicht mit dem Professor J. St. Gregorio. Besagte Bettina war so unterrichtet, daß sie, wenn ihr Mann krank oder verhindert war, Vorlesungen zu halten, das Katheder betrat und an seiner Stelle Vorlesungen hielt, und die Studenten spürten keinen Unterschied; einigen unter ihnen war sogar die Frau Professorin lieber als der Herr Professor. Letzteres mag auch wohl anderwärts häufig kommen!

Noch dieses Jahr, in den zwei letzten Monaten oder zu Anfang des nächsten Jahres erscheint ein schöner, ziemlich großer Komet, der dem bloßen Auge sichtbar ist. Sein Schweif ist 1° 56 lang und seine Dunstmasse, in welche der Kern eingehüllt ist, erscheint von der Größe des Jupiter, wenn er in der Conjunction ist. Es ist derselbe, der in den Jahren 1264 und 1556 die Erdbewohner mit so viel Schrecken und Angst erfüllte. Er hat eine Umlaufszeit von 86,872 Tagen, welche jedoch größer oder kleiner sein kann, je nachdem die Perturbationen, die er unterwegs erleidet, seinen Lauf verzögern oder beschleunigen.

Unbegreiflich ist es, daß auch die Droschkenbesitzer und Tabackshändler über schlechte Zeiten klagen; wir sehen fast täglich Arbeiter des Abends von der Arbeit, eine Cigarre im Munde, in Droschken nach Hause fahren, es muß doch ein schönes Geschäft sein, das so viel abwirft.

Uebersicht der am 26. Novbr. 1848 predigenden Herren Geistlichen.

Evangelische Kirchen.

St. Elisabeth. Frühpr.: Sen. Gierth, 5½ U.
Amtspr.: Past. Rother. 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Pietsch, 1 U.
St. Maria Magdalena. Frühpr.: S. S. Ullrich, 5½ U.
Amtspr.: Diac. Weiß, 8½ U.
Nachmittagspr.: Diac. Schmeidler, 1½ U.
St. Bernhardin. Frühp.: Diac. Dietrich, 5½ U.
Amtspred.: Probst Heinrich, 8½ U.
Nachmittagspr.: Sen. Krause, 1½ U.
Hofkirche. Amtspr.: C. R. Falk, 9 U.
Nachmittagspr.: Pred. Tusche, 2 U.
11,000 Jungfrauen. Amtspr.: Pastor Letzner, 9 U.
Nachmittagspr.: Pred. Hesse, 1½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Milit.-Gem.: G. S. Frommberger, 9½ U.
St. Barbara. Amtspr. f. d. Civ.-Gem.: Eccl. Kutta, 7 U.
Nachmittagspr.: Pred. Knüttel, 12½ U.
Krankenhospital. Amtspr.: Pred. Dondorf, 9 U.
St. Christophori. Vormittagspr.: Pastor Stäubler, 7 U.
Nachmittagspr.: Pastor Stäubler, (Bibelst.) 1½ U.
St. Trinitatis. Cand. Mörs, 8½ U.
St. Salvator. Amtspr.: Eccl. Laffert, 7½ U.
Nachmittagspr.: Pred. Blumenberg, 12½ U.
Armenhaus. Pred. Jäkel, 9 U.

Katholische Kirchen.

St. Johann. (Dom.) Amtspr.: Canonic. Dr. Förster.
St. Maria. (Sandkirche.) Cur. Gomille.
Nachmittagspr.: Capl. Spieske.
St. Vincenz. Frühpr.: Cur. Scholz.
Amtspr.: Pfarrer Bendler.
St. Dorothea. Frühpr.: Pfarrer Jammer.
Amtspr.: Cur. Pantke.
St. Adalbert. Amtspr.: Pfarrer Lichthorn.
Nachmittagspr.: Capl. Aulich.
St. Matthias. Frühpr.: Cur. Kausch.
Amtspr.: Capl. Purschke.
St. Corpus Christi. Amtspr.: Pfarrer Thiel.
St. Mauritius. Amtspr.: Pfarrer Dr. Hoffmann.
St. Anton. Amtspr.: Cur. Peschke.
Kreuzkirche. Frühpr.: Ein Alumnus.

Christkatholischer Gottesdienst.

St. Bernhardin. Amtspred.: Pred. Vogtherr. 11 Uhr.
Im Armenhause. Nachmittags: Pred. Hofferichter. 3 Uhr.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6